



Medienimpulse
ISSN 2307-3187
Jg. 61, Nr. 1, 2023
doi: 10.21243/mi-01-23-02
Lizenz: CC-BY-NC-ND-3.0-AT

Rezension: Eroberung des Elfenbeinturms. Streitschrift für eine bessere Kultur von Fabian Burstein

Davide Gnoato

Fabian Burstein rechnet in seiner Streitschrift für eine bessere Kultur mit dem von Skandalen und Stagnation geprägten österreichischen Kulturbetrieb ab. Plädierend für einen neuen Kulturbegriff jenseits von Vergangenheitsverklärung und Beliebigkeit beschwört Burstein sowohl das (gesellschafts-)politische Potenzial der Kultur als auch einen hoffnungsvollen Silberstreifen am Horizont des österreichischen Kulturbetriebs.

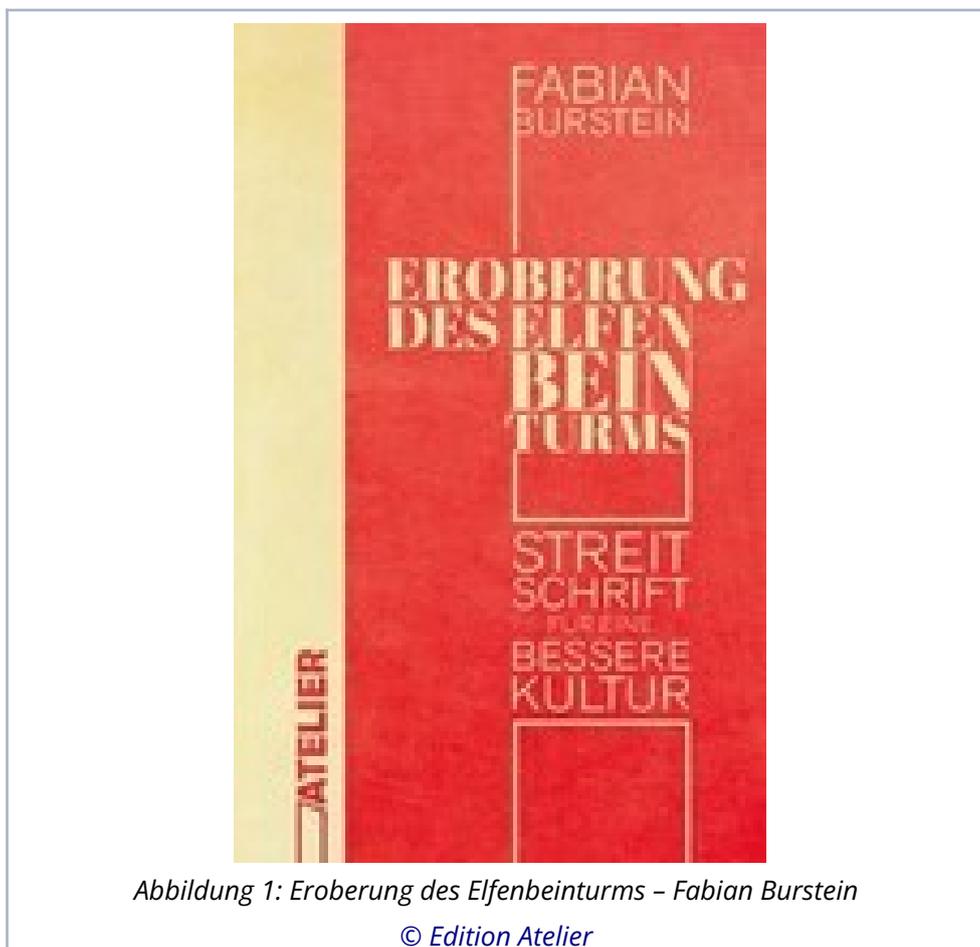
In his Polemic For A Better Culture, Fabian Burstein takes stock of the Austrian cultural scene, which is according to the author characterized by scandals and stagnation. Pleading for a new concept of culture beyond the romanticization of the past and arbitrariness, Burstein evokes both the (socio-)political potential

of culture and a hopeful silver lining on the horizon of the Austrian culture industry.

Verlag: Edition Atelier

Erscheinungsort: Wien

Erscheinungsjahr: 2022 ISBN: 978-3-99065-080-6



Die Aussage, dass die Kultur und deren Betrieb schönere Zeiten gesehen haben, mag für manche Menschen nicht neu klingen. Sicher hat die Coronapandemie der letzten Jahre eine riesige Her-

ausforderung dargestellt: Das System am Leben zu erhalten, während sich das Publikum ins eigene Heim zurückzieht, war keine einfache Aufgabe. Jedoch ist die Pandemie nur ein weiterer Schlag gegen eine sich schon in existenzieller Krise befindende Kulturwelt. In *Eroberung des Elfenbeinturms. Streitschrift für eine bessere Kultur* analysiert der Autor und Kulturschaffende Fabian Burstein die ernste Lage des Kulturbetriebs in seinem Geburtsland Österreich – eine laut Burstein alles andere als beneidenswerte. Der österreichische Kulturbetrieb sei unerbittlich von Unbedeutsamkeit geplagt und von Rückstand gekennzeichnet, vergleiche man ihn mit der Situation in anderen europäischen Ländern. Der Vergleichsmaßstab ist Deutschland, genauer gesagt die Stadt Mannheim, in der Burstein als Kulturmanager tätig ist, und die benachbarten Regionen. Der Autor stellt in erbarmungsloser Weise ein allgemein virtuoses Modell Deutschland einem überwiegend maroden System Österreich gegenüber.

Schuld an diesem Zustand seien laut Autor mehrere Faktoren: Generationenkonflikt, politische Unsitten, provinzielle Arroganz, sowie die Unklarheit des Kulturbegriffes. Mit Letzterem startet und endet das Buch, weil das Fehlen eines solchen Begriffs offenbar der wichtigste Schlüssel zum Verständnis der Lage ist. Der Mangel eines klaren Kulturbegriffs verhindere eine zukunftsorientierte Entwicklung der Kulturstrategie in Österreich. Das wird bereits in der kurzen Einleitung verdeutlicht, indem sich Burstein kritisch von einer von UNESCO aber auch von alten Kulturphilosophen, wie z. B. Adorno, geprägten Definition distanziert, die ent-

weder alles zur Kultur erklärt oder keinen Bezug auf das Zeitgenössische mehr nimmt. Ein solcher Kulturbegriff, der nur mit ignoranten Lippenbekenntnissen operiert, verschleierte die Potenziale der Kultur, das Hier und Jetzt zu gestalten und sich als wirksame politische Instanz, nämlich als fünfte Gewalt der Demokratie, zu verwirklichen. Gegen die Verwässerung des Kulturbegriffs entwirft Burstein in seinem Essay einen neuen, unwillkürlichen und partizipativen Zugang, der Hand in Hand mit einer deklariert politischen Gegenoffensive geht.

Die politische Ideologiekrisis habe sich in die Kulturszene übertragen, so konstatiert Burstein. Zudem sei die Ausübung von kulturbetrieblichen Tätigkeiten zur lifestyle- und prestigeorientierten Leistung geworden, während der erste Antrieb einer gelungenen Kulturarbeit und -politik, der Idealismus, nicht mehr vorhanden sei. Auf prägnante Weise betont der Text, dass Ideologielosigkeit keine Ideologiefreiheit bedeutet. Die politisch erfolgreiche Behauptung der letzten Jahre, die Ideologie sei nur eine von Vorurteilen geprägte Denkweise, die den Fortschritt verhindere, hat jene Art Manager*innen produziert, die mittels parteipolitischer, netzwerkbasierter Unterstützung von Politik- zu Kulturbetriebstätigkeiten springen, oft ohne jederlei Kriterien für Qualitätssicherung. Diese in sich selbst geschlossenen, aus Insider*innen bestehenden Netzwerke deuten auf den Provinzialismus und die Ausgrenzungsmechanismen des österreichischen Kulturbetriebs hin, dessen Mentalität Burstein prägnant mit „Kenn ma ned, brauch ma ned, hamma schon“ zusammenfasst.

Sie verweisen auch auf ein Desinteresse, das den Kulturbetrieb durch Scheinausschreibungen, irrelevante Findungskommissionen und Machtkämpfe seit Jahren verwüstet. Burstein spricht Klartext: Der Versuch, die Kultur als belangloses, nutzloses und vom Alltag entkoppeltes Mittel darzustellen, sei eine falsche Annahme, die nur zugunsten rechter Politik gehe (es folgt eine bildhafte Aneinanderreihung politischer Slogans, mit denen die FPÖ den eigenen Kulturbegriff illustriert). Der Rechtsruck der letzten Jahre wurde aber auch von einem in Stein gemeißelten, im Elfenbeinturm angesiedelten und dadurch eingedämmten Kulturbegriff begünstigt, so der Autor, was wiederum von einer fehlgeschlagene Einbettung der Kulturbildung im österreichischen Schulsystem verschuldet wird. Währenddessen geschehe die echte Innovation der Kultur außerhalb der für sie designierten Räume, nämlich in den sozialen Netzwerken, im Internet, in den neuen digitalen Räumen.

Die Feststellung Bursteins ist folgenreich und seine Überlegungen drängen die Leser*innen auf unkomplizierte Weise dazu, sich über die Mängel in der österreichischen Kulturlandschaft bewusst zu werden. Burstein erspart seiner Leser*innenschaft keine schmerzlichen Beispiele für ideologie- und ideenlose Menschen, die im Kulturbetrieb Österreichs mehr für Skandale und Schlagzeilen als für Qualität gesorgt haben. Allein die Schilderung der Skandale der letzten zehn Jahre (von Peter Noever über Matthias Hartmann bis hin zu Agnes Husslein, Gustav Kuhn und Paulus Manker) erweist sich, in den Worten Bursteins, als „Bilanz des

Grauens“, bei der das ganze System versagt habe, sowie auch die Generationen, die es geprägt haben.

Zwei davon sitzen auf der Anklagebank: die sogenannten 68er und die 98er. Die ersten werten die Kultur mit Willkür und falschen Mythen, die Mittelmäßigkeit und Arroganz als Genie verschleiern, und die zweiten mit hype- und scheinzentriertem Kulturverständnis, das von Anmaßung gekennzeichnet ist, ab. Das Beispiel von ‚Je suis Charlie‘ ist einprägsam: Bei diesem Spruch gehe es nicht um Solidarität mit den Opfern des Terroranschlags auf die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* 2015, so Burstein, sondern um feige Überheblichkeit von Menschen, die ihr Leben nie für die Meinungsfreiheit riskiert haben. Es wäre angemessener gewesen, Solidarität mit Empörung, Trauer und Debatten, nicht mit Pseudoaktionismus, der bei einem „eingefärbte[n] Profilbild“ stehen bleibt, Ausdruck zu verleihen.

Die Streitschrift Bursteins ist in einem zackigen, unverfrorenen Stil, mit einer rhetorischen und inhaltlichen Sicherheit verfasst, die nur Kulturveteran*innen, zu denen auch der Autor gehört, beherrschen. Diese Provokation ist keine selbstgefällige Übung; vielmehr bekommen Leser*innen unbestreitbar den Eindruck, dass die Beweggründe Bursteins von einem langlebigen Bedürfnis nach der Wiederherstellung des Werts der Neugier als Voraussetzung jeder Kulturarbeit motiviert sind. Burstein versucht, aus der positiven deutschen Erfahrung einen neuen Ansatz für Österreich zu gewinnen. Anstatt den Autor in die Hoffnungslosigkeit für das Heimatland zu stürzen, animieren ihn die Gegenüberstellung der

zwei Länder und die Erfahrungen, die er aus beiden sammelte, zum Handeln. Aussagekräftige To-do-Listen sind eine der herausragendsten Kennzeichen dieses Buchs: Listen im Pamphlet-Stil, die einen Gedanken bzw. die Durchsetzung einer Lösung in der Praxis erklären. Bursteins 120 Seiten lange, mutige Argumentation mündet in einem utopischen Vorschlag namens „Applaus 2024“.

Der Autor plädiert hier für eine Rückeroberung der Kultur im politischen und sozialen Sinne, die von der Frage „Wofür kämpft die Kultur“ (außer für sich selbst) ausgeht. Inklusion, Neugier, Öffnung, Solidarität mit dem Publikum sind die Mottos, die der Autor als wesentlich für diese neue Strategie erklärt. Bursteins Absichten werden im finalen Kapitel in fünfundzwanzig Punkten erläutert, die nach einem fein konzipierten und vor allem erstrebenswerten Plan klingen. Nur könnte man bedauern, dass sie nicht noch mehr Platz für eine nähere Erläuterung bekommen haben. Diese Lösungen sind zwar klar und verständlich, lassen aber den Wunsch nach einer weiteren Ausführungen offen.

Eroberung des Elfenbeinsturms ist eine empfehlenswerte, notwendige Lektüre für unsichere Zeiten. Kein Blitz aus heiterem Himmel, sondern ein erhoffter Gegenschlag einer brillanten Feder gegen Gleichgültigkeit und Elitismus im Kulturbetrieb sowie die rechte Eroberung des Kulturbegriffs. Das Buch weckt Interesse, ist mit zahlreichen Beispielen und Anekdoten bereichert und wirkt insgesamt ermutigend und hoffnungsvoll. Seine Liebe für Beruf und Berufung zeigt Burstein in der unwiderstehlicher Wei-

se, eines Autors, der viel zu sagen hat. Diese Streitschrift wirbt sowohl, wie der Untertitel feststellt, für eine bessere Kultur, als auch für eine bessere nächste Generation, die bald Posten im Kulturbetrieb besetzen wird und, so die Hoffnung des Autors, auch in Österreich ein Umdenken bewirken könnte.